Glossen zu den Columbus-Festen.

Wenn sieben Städte des Alterthums sich um die Ehre stritten, daß in ihnen, wie sich ein französischer Witzbold ausdrückt, der blinde Homer das Licht der Welt erblickt habe, so haben sich als Geburtsorte des Christoph Columbus beiläufig zwanzig italienische Städte angemeldet, davon nicht zu reden, daß der Entdecker der neuen Welt nach einer 1682 erschienenen Schrift in England geboren und nach einer neuern Flugschrift „a real Irishman" gewesen sein soll. Ob alle diese Geburtsorte in letzter Zeit ihren berühmten Landsmann würdig gefeiert haben, wissen wir nicht. Aber die Bewohner von Calvi auf Korsika haben es sich nicht nehmen lassen, besonders feierliche Umzüge mit einer Nachbildung des Admiralschiffes „Santa Maria" zu veranstalten, dem bei den Seefesten von Palos auch eine Hauptrolle zugewiesen war.

Nicht weniger als drei korsische Geistliche hatten sie ja in ihrem stolzen Anspruche durch Schriften bestärkt, in denen klärlich dargethan war, daß sich in einer Straße von Calvi ein Stein finde mit dem Wappen „des Helden der Meere", daß es in Calvi Familien mit dem Namen Torre, Ballestrieri und Agnese gebe, offenbar Verwandte der Begleiter des Columbus, Torrez, Ballestrer und Agnez, und daß Columbus eine Meute korsischer Hunde gehabt habe, als ein echter Korse, der so wenig von seinem Hunde läßt, wie ein Araber von seinem Pferde. Daß der große Entdecker als Genuese bezeichnet wurde, machte die korsischen Gelehrten nicht bedenklich, denn die Einwohner von Calvi besaßen ja genuesisches Bürgerrecht. Als freilich der amerikanische Forscher Henry Harrisse auf Grund seiner Untersuchungen in den Archiven von Genua diese Legenden alle, namentlich aber die von den „cani corsi", die nichts anderes bedeuten, als Bluthunde, einfach in das Reich der Dummheiten verwies, zog sich die korsische Gelehrtenwelt auf die bescheidene Bitte zurück, „man möge doch Calvi erlauben, aus dem Zweifel Nutzen zu ziehen, der über dem Ursprunge des großen Seefahrers schwebe".

Es ist ja in der That auch durch die neuesten Forschungen noch nicht jeder Zweifel in dieser Hinsicht behoben worden. Daß Genua die Heimath des Columbus war und demnach mit Recht den Reigen der Columbus-Feste eröffnete, daß wird allerdings wohl aufrecht bleiben müssen. Allein ob seine Wiege in der Ortschaft Savona bei Genua, wie man aus einer kürzlich aufgefundenen Madrider Urkunde wissen will, oder in der Genueser Vorstadt vor der Porta San Andrea in dem Hause gestanden, das eine Inschrift kurzweg als sein Geburtshaus bezeichnet und das uns letzter Tage die illustrirten Blätter gezeigt haben, das ist bis zur Stunde ebenso bestreitbar, wie die Frage, ob sein Sterbehaus in Valladolid, jenes stattliche Kloster, daß uns spanische Maler abgebildet haben oder, was vielleicht wahrscheinlicher ist, irgend eine ärmliche Herberge war. Man hat in Valladolid einen Preis auf die Lösung dieser Frage gesetzt, aber wir haben geringes Vertrauen, daß diese Frage überhaupt noch gelöst werden könne.

Nicht viel besser als mit der Bestimmung des Ortes und Hauses der Geburt des Columbus steht es mit derjenigen seines Geburtsjahres. Ist er am 31. October 1446 und 1447 geboren, oder können wir mit Harrisse nur feststellen, daß er zwischen den Jahren 1446 und 1451 am letzten Octobertage auf die Welt gekommen sei? Wie die Taufbücher seiner Zeit, so läßt uns auch die Bildnißmalerei von damals im Stiche. Bei Columbus ist dies noch besonders begreiflich, weil er in den letzten Jahren seines Lebens aufgehört hatte, für die Spanier ein berühmter Mann zu sein, so zwar, daß die Nachricht von seinem Tode kaum beachtet wurde. Von den vielen „echten" Bildnissen des Columbus, die uns während der jüngsten Festzeiten vorgelegt wurden, ist aber keines auf einen Zeitgenossen zurückzuführen, der ihn von Augenschein gekannt hätte. Ein als besonders „echt" gepriesenes Columbusbild entstammt jener berühmten Bildersammlung des Paolo Giovio, in der sich nur leider auch „echte" Bildnisse Jesu Christi und des Archimedes befanden! Und das allerechteste Columbusbildniß, das von einem Yankee kürzlich um einen ungeheuren Preis in Venedig gekauft wurde und das mit dem Namen Lorenzo Lotto gezeichnet nächstes Jahr in Chicago ausgestellt sein wird, zeigt uns den großen Entdecker, eine Karte Amerikas in der Rechten, die von Joh. Ruysch 1508, volle zwei Jahre nach dem Tode des Columbus, herausgegeben wurde!!

Wenn aber so manche Lücke in unserer Kenntniß von Wesen und Leben des Columbus namentlich deswegen unausgefüllt bleiben wird, weil sein erster Biograph, der einem Liebesverhältnisse mit einer spanischen Hofdame entstammte Sohn Fernando Sohl, um ein Dunkel über seine Herkunft zu lassen, über das Vorleben seines Vaters vor der Ankunft in Spanien nichts berichtet, so sind doch über viele einzelne Punkte aus Anlaß der Columbus-Feste, namentlich in Spanien, wichtige neue Mittheilungen gemacht, viele überlieferte Irrthümer zerstört worden. Durch die neue Lebensgeschichte des Columbus von Asensio und durch den reichen Inhalt der Zeitschrift J. Valeras „El Centenario", kennen wir besser als seither die Lebens- und Familienverhältnisse des Entdeckers Amerika's, die alte Kultur des neuen Welttheils, die Entdeckungsfahrten vor Columbus, die deutschen Amerikafahrer zu seiner Zeit, seine spanischen Genossen, den Antheil des Hofes und einzelner Großen und Geistlichen an seinem Unternehmen.

Versetzen wir uns einmal auf den Schauplatz der jüngsten großen Feste in Huelva, die durch die Anwesenheit der Königin-Regentin und des jungen Königs einen so außerordentlichen Glanz erhalten! Wir stehen auf einem kahlen Vorgebirge vor jenem Franziskanerkloster Sankt Maria de la Rabida, an dessen Pforte nach der Legende Christof Columbus und sein sechsjähriges Söhnchen Diego aus Portugal flüchtig, eines Tages, etwa gegen Ende des Jahres 1484, klopfte, „um Wasser und Brot" bittend. In allen während dieser letzten Zeit uns zu Gesichte gekommenen Erzählungen war auch der Irrthum wiederholt worden, der Prior Juan Perez de Marchena habe ihn aufgenommen. Nun hat es aber, wie jetzt ein Franziskanerpater Josef Cod nachgewiesen, einen Juan Perez de Marchena niemals gegeben.

Der Prior jenes Klosters hieß vielmehr Juan Perez, er war Beichtvater der Königin Isabella gewesen; er wurde der Freund des Columbus, begleitete ihn an den Hof, unterstützte ihn daselbst, führte ihm in Palos seine besten Fahrtgenossen, die Brüder Pinzon, zu und stand, wie es in der amtlichen Urkunde heißt, ihm zur Seite am 23. Mai 1492, als in der Kirche von Palos der königliche Befehl über die Ausrüstung von zwei Karabelen verlesen ward. In den indischen Archiven von Sevilla aber befindet sich eine Urkunde über den Aufenthalt des Columbus in Palos, wo es heißt, er habe im Kloster La Rabida sich über die Mittel seiner Entdeckung mit einem „Fraile Astrologo" (einem der Astrologie kundigen Mönche) „berathen, der im Kloster als Pförtner war, wie auch ein Mönch Juan, der in seiner Jugend der Königin Isabella gedient hatte."

Columbus selbst schrieb an den König und die Königin: „Nie habe ich Hilfe bei Jemand gefunden, außer bei dem Mönche Antonio de Marchena;" und diese wieder riethen ihm in einem Schreiben, „einen guten Astrologen mitzunehmen, und zwar am liebsten den Mönch Antonio de Marchena; weil er ein guter Astrologe ist und offenbar Eure Ideen zu den seinigen gemacht hat." Den Irrthum aber, den Prior Juan Perez und den Pförtner Antonio de Marchena zu einer einzigen Persönlichkeit zu verschmelzen, hat zuerst der Geschichtsschreiber Lope de Gomara 1552 begangen; und erst unseren Tagen war es vorbehalten, das Suum cuique hier herzustellen.

Jenes äußerlich so unscheinbare Kloster La Rabida aber, das seit vier Jahrhunderten seinen Platz in der Weltgeschichte besitzt und in diesen Tagen Abgesandte aller Kulturvölker in seinen gastlichen Räumen empfing, wurde nicht blos so, wie es einst Columbus gesehen, sondern in einzelnen Theilen so wieder hergestellt, wie es Jahrhunderte vor Columbus ausgesehen. Der mit dieser Angabe betraute Madrider Baukünstler Ricardo Velazquez hat daselbst arabische Thüren und Fenster blosgelegt und damit auch für den Sprachkundigen dargethan, daß der Name Rabida, über den so viel gefabelt worden, arabischen Ursprungs ist und nichts anderes bedeutet als „Morabut": Heiligeneinsiedelei. Auf diesem klassischen Boden aber, weithin über die Wogen des atlantischen Meeres sichtbar, ragt jetzt zum Himmel das von demselben Velazquez in der Höhe von 65 Metern aus dem weißen Marmor der Provinz Huelva säulenartig erbaute, von einer bronzirten Weltkugel mit dem Kreuze gekrönte Denkmal des Columbus, das eigenartigste, das Spaniens Dankbarkeit dem großen Manne im Mutterland errichtet hat.

Aber auch jenseits des Meeres, auf einem der wenigen Punkte, die Spanien noch von seinem ungeheueren Besitze in der neuen Welt geblieben, wird das Andenken des Columbus durch ein Werk der spanischen Kunst geehrt werden, so eigenartig und schön, wie in neuerer Zeit kaum eines geschaffen worden.

Dasselbe, von der Hand des Madrider Künstlers Arturo Melida für die Kathedrale der Havana entworfen und von der Akademie der schönen Künste in Madrid preisgekrönt, soll als Behältniß für die Ueberreste des Columbus dienen, die angeblich im Jahre 1795 von Santo Domingo nach der Havana überbracht wurden. Man denke sich einen Sockel im Style der aztekischen Tempel als Sinnbild des amerikanischen Bodens; auf demselben vier Herolde als Vertreter der vier Königreiche der alten spanischen Monarchie, Castilien, Leon, Aragon und Navarra, den Sarg mit der Asche des Columbus tragend.

Zwischen ihnen, auf dem Sockel, liegen die eisernen Ketten, die Columbus tragen mußte, mit dem Lorbeer und der Märtyrerpalme bedeckt. Das Denkmal ist polychrom gehalten, in der Art der Grabdenkmäler Karls V. und Philipps II. im Escorial; die Herolde in reichem Wappenschmucke sind aus verschiedenfarbiger Bronze gebildet, ihre Gesichter aus gefärbtem Alabaster, ihre Augen mit gemalten Pupillen, nach dem Vorbilde der berühmten Büste des Seneca. Melida wollte eben für den unvergleichlichen Mann ein Denkmal schaffen, das seinesgleichen nicht unter den Denkmälern der großen Männer aller Zeiten hätte. Die Vierzahl der Sargträger auf seinem Denkmale soll aber zugleich des Columbus vier Entdeckungsfahrten und seine vier Begräbnisse und Wanderungen nach dem Tode versinnbildlichen.

Ruht die Asche des Columbus aber auch wirklich in der Kathedrale der Havanna? Man bezweifelt es heute noch und aus Washington ist vor einiger Zeit eine Nachricht gekommen, die wie ein Hohn auf alle Columbus-Feste der gesitteten Welt klang. Hiernach hätte der Präsident der Republik von Santo Domingo die Reste des Columbus der Regierung der Ver. Staaten als Unterpfand für ein Anlehen von 100,000 Pesos, oder auch zum einfachen Kaufe angeboten! Und wenn dieses unedle Angebot nicht angenommen wurde, so lag der Hauptgrund doch wohl kaum in der Furcht, da man falsche Gebeine aus Santo Domingo liefern werde.

W. Lauser.

Das Bettelwesen in Italien.

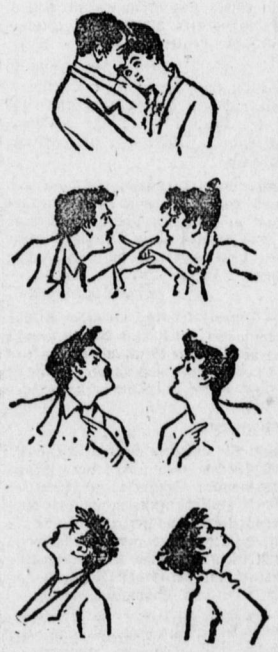
Dem italienischen Bettelwesen in Italien liest ein Mitarbeiter der „Köl. Ztg." der sein Herz von seinen „Reiseschmerzen in Italien" entlastet, gehörig den Text. Wenn an fast jeder Kirchenthür, an fast jedem Eingang einer Kunstsammlung, an fast jedem schönen Aussichtspunkte eine zahnlose Alte, ein Krückenmann, ein schmutziger Landstreicher, ein paar halbnackte Kinder uns anbetteln; wenn in den Kirchen die Betrachtung von Altären oder sonstigen Kunstwerken durch ein zudringliches Bettelweib gestört wird, so ist das wahrlich kein sogenannter Genuß. Das Häßlichste dieser Art erlebten wir in Bologna: vor dem Besuche der Madonna di San Luca daselbst muß geradezu gewarnt werden. Die Marienkirche liegt auf ziemlich hohem Vorberge des Apennins; der Weg hinauf führt durch eine fast eine halbe Stunde lange, ansteigende Bogenhalle mit Wallfahrtstationen.

Nun liegen oder sitzen an jedem Stationsbilde und noch an vielen anderen Punkten der ermüdend langen Halle vereinzelt oder in Gruppen bettelnder Weiber und Männer, und zwar meist auf beiden Seiten des Weges gleichzeitig, so daß der Fremde hindurch schreiten muß wie durch eine Lästerallee. All diese 50 oder 60 Bettler beschenken zu wollen, wird wohl Niemandem beikommen; auch der anfangs Weichherzige stellt die Gaben bald ein. In jede Bettlergruppe geräth Bewegung, sobald sie den oder die Fremden wahrnehmen: der Eine bringt seine verstümmelte Hand in die am meisten mitleiderregende Haltung, der Andere fällt auf seine bloßen Knie und rutscht damit über die Steinplatten, eine Frau legt ihr anscheinend in Krämpfen zuckendes Kind an die Brust, Lahme und Krüppel bringen ihre Krücken oder hölzernen Arme in die gebührende Jammerstellung, Verwachsene stellen ihre Höcker oder X-Beine in Positur. Diese Scene wiederholt sich fünzehn, zwanzig Mal; immer jammerndes Beten beim Herannahen der Fremden, schimpfende Nachrufe denen, die ohne Verabreichung von Gaben die Gruppe durchschritten haben. Auf dem Rückwege suchten wir streckenweise neben der Säulenhalle her zu wandern, um die Lästergruppen zu umgehen.

Eitles Bemühen: Krüppel und Kranke schwangen sich über und krochen durch die Brüstung und brachten sich höhnend in die gewohnte Jammerstellung! Freundliche Leserin, die Aussicht von dem Berge der Madonna di San Luca ist zwar sehr schön, wir aber rathen Dir: bleibe unten! Es muß indessen zugestanden werden, daß mitunter der Bettel in Massen auch erheiternd wirken kann. In Fiesole, wohin uns die electrische Bahn von Florenz führte, stürzte, sobald der Zug stillstand, ein Schwarm zerlumpter Kinder und angehender Jungfrauen und Jünglinge auf uns zu; dreißig Hände streckten sich uns entgegen mit der freundlichen Bitte: uno soldo, uno soldo, uno soldo. Wir wanden uns durch diese Nachkommenschaft des edlen Etruskervolkes, aber die einzelnen Bittenden folgten uns, wo sie ihre Forderung ermäßigten: due centesimi, due centesimi, due centisimi. Als auch diese immerhin anerkennenswerthe Ermäßigung keine Gegenliebe fand, versuchten sie es mit dem geringstmöglichen Preise: uno centesimo, signore! Das war drollig genug.

Eine moderne Ehe.

(In vier Bildern.)



Der Humor.

Zwischen Narrenheit und Liebe
Pendelt dieser Welt Getriebe,
Lacht mein Witz die eine fort,
Reißt's mein Herz zur Andern dort.
Gott sei Dank! Daß ich erkor.
Mir die Mitte: Den Humor!

— Ein Offenherziger. Commerzienrath: Ich muß Ihnen ganz offen gestehen, Ihre Werbung um meine Tochter überrascht mich im hohen Grade. Sie sind noch nichts, Sie haben noch nichts — ja, was verstehen Sie denn eigentlich? — Freier: Die Mitgift Ihrer Tochter mit Anstand auszugeben Herr Commerzienrath!

Die reichste Amerikanerin.

Die sechs obersten Stufen in der Rangordnung der amerikanischen Millionäre sind von Männern besetzt; die siebente aber nimmt eine Dame ein, nämlich die bekannte Frau Hattie Howland Robinson Green. „Bekannt" kann man eigentlich nur in ganz bestimmtem Sinne von ihr sagen; sie ist in den Gerichtshöfen und bei den Anwälten in fast allen Theilen unseres Landes wohlbekannt, denn sie ist eine eifrige Proceßführerin, und sie hat in vielen Landestheilen ausgedehnte Geschäftsinteressen, wegen deren sie sich, mit mehr oder weniger Recht, häufig mit Gegnern in den Gerichten herumstreitet. Außerhalb der Rechtstempel jedoch ist sie, abgesehen von ihrem Namen, blutwenig bekannt. Und doch dürfte namentlich das schöne Geschlecht Interesse daran nehmen, seine geschäftlich so erfolgreiche Schwester, die 40-fache Millionärin Hattie, etwas näher kennen zu lernen.

Frau Green, die Millionärin.

Hattie steht jetzt „ungefähr" im Alter von 55 Jahren; ein genauere Angabe möchten wir nicht riskiren, und es kommt auch gar nicht weiter darauf an; denn erstens ist sie Gattin und Mutter von drei Kindern, und zweitens ist ohnedies ihr ganzer Reiz ihr Geld, und ihr ganzes Vermögen in diesem irdischen Jammerthal (höchstens ihren einzigen Sohn ausgenommen, der ihr sehr an's Herz gewachsen ist,) das Geschäft, oder vielmehr die Geschäfte!

Schon in ihrem Aeußeren unterscheidet sie sich wesentlich von ihren meisten Geschlechtsgenossinnen. Ihr Kopf hat fast gar nichts von dem Kopf eines typischen Weibes. Das Gefühlvolle und Schönheitssinnige fehlt an den Gesichtszügen ganz. Der Kopf hat wohl eine normale, regelmäßige Gestaltung, aber er ist nicht, wie die meisten Frauenköpfe, vorwiegend rund, sondern er ist fast ganz rechtwinkelig, von dem fast viereckigen Kinn an bis zum Scheitel; kühle Verstandskraft und Entschlossenheit sind offenbar in diesem Gesicht stark ausgebildet. Ziemlich hervorragend macht sich die Nase bemerklich. Die Augen sind grau, von scharfem Blick.

Vielen der ärmeren Geschlechtsgenossinnen Hatties wäre wohl die Gesellschaft derselben gar nicht angenehm, wenn sie zufällig auf der Straße mit ihr zusammentreffen würden. Für fashionable Kleider hat Hattie gar keinen Sinn, und wenn es auf sie ankäme, könnten alle Putzläden und Modejournale eingehen. Sie kauft sich lauter fertige Kleider, und wenn sie je eines gekauft hat, das mehr als $10 kostete, so ist sie mit diesem wenigstens außerordentlich zurückhaltend! Im Winter trägt sie ganz einfaches, aber warmes Wollzeug, und stets hält sie nur darauf, daß ein Kleid ihr bequem sitzt und — ja nicht zu vergessen! — nicht zu bald zerreißt. Sie hat an ihren Kleidern ungewöhnlich lange, und könnte darin kaum vom ärmsten deutschen Dorfschulmeisterlein überboten werden. Wie mit den Kleidern, hält sie es auch mit der Wohnung und dem Essen. Sie sucht überall, wo sie hinkommt, nur die bescheidensten Kosthäuser oder die billigsten Hotels auf. Wenn man dazu noch ihre beständige Besorgniß vor zänkischen Gegnern und Neidern auf ihr ewiges Prozeßführen nimmt, so kann man leicht ermessen, was diese 40fache Millionärin von ihrem Mammon eigentlich hat. Das Geld, an dem sie so gierig hängt, hat bei ihr kläglich seinen Beruf verfehlt.

Frau Green im Promenaden-Anzug.

Es ist an der Zeit zu bemerken, daß Niemand sagen kann, wie reich sie eigentlich ist. — Obiges ist nur eine ungefähre Schätzung, und sicher ist, daß die Wirklichkeit nicht dahinter zurückbleibt. Wahrscheinlich weiß sie selbst nicht genau, wie viel sie werth ist. Was sie aber davon weiß, verräth sie selbst ihren besten Freunden nicht, denn, sagt sie, „das wollen nur Männer wissen, die fortwährend ihre Nase in meine Angelegenheiten stecken, ohne ein Recht dazu zu haben, und die erlangte Auskunft nur dazu verwenden wollen, mir und meinen Kindern zu schaden."

Bis vor Kurzem wußte auch Niemand etwas Sicheres darüber, wie sie ihren Mammon erworben hat. Erst dieser Tage ließ sie sich einige Mittheilungen darüber von einem Bekannten, welcher seinerseits Verbindung mit dem Druckerteufel hat, entlocken. Völlig aufrichtig sind zwar ihre Aeußerungen nicht zu nehmen; denn wenn sie ganz ungenirt von der Leder sprechen würde, so würde sie wahrscheinlich auf die Frage, wie sie ihr Geld erworben, einfach antworten: „Indem ich es nicht ausgegeben habe," und ein gutes Stückchen Wahrheit läge sicherlich darin. Frau Green ist zum Theil wenigstens kein "self-made woman", obschon sie immerhin eine sehr geschickte Mehrerin ihres Gutes gewesen ist. Doch geben wir ihr selbst das Wort; ihre interessanten Angaben sind sicherlich zutreffend, „soweit sie gehen," und zeigen eine selbst in unserer Zeit und in unserem Lande nicht gewöhnliche Laufbahn eines Weibes:

„Einen großen Theil meines Vermögens habe ich nicht erworben, sondern geerbt. Meine Vorfahren waren englische Quäker. Ein Robinson (das ist ihr Mädchenname), war Tory-Gouverneur der Massachusetts-Bai, und ich habe noch heute das silberne Siegel, mit welchem er seine amtlichen Schriftstücke beglaubigte; auch besitze ich noch das Haus unweit New Bedford, das er auf dem Grunde baute, welchen er direct den Indianern abgekauft hatte. Ich war die einzige Erbin auf des Vaters, des Großvaters, der Mutter und der Großmutter Seite. Meine Wiege stand in New Bedford, und ich ging zu Mrs. Lowell in Boston, der Schwägerin des berühmten Schriftstellers James Russell Lowell, in die Schule.

Herr Green junior.

Wie ich zu meinen Geschäftskenntnißen gekommen bin? Da ich das einzige Kind meines Vaters war und allein mit ihm und meinem Großvater lebte, so gewöhnte ich mich allmälig daran, meinem Vater die eingegangenen Geschäftsbriefe vorzulesen und schließlich auch die Antworten darauf nach seinem Dictat zu schreiben. So eignete ich mir, ohne es von vornherein darauf abgesehen zu haben, Kenntniß der vielen Geldanlagen an, an denen ich jetzt auf eigene Hand betheiligt bin. Mein Vater war auch lange Zeit einer der Pioniere der Industrieen an der Küste des Stillen Oceans, und er hat die erste Straßenbahn in San Francisco gebaut. Auch war er an Handels- und an vielen Schiffahrtsunternehmungen betheiligt. Durch die Verbindung meines Vaters mit Seefahrtsgeschäften habe ich auch meinen Gatten Edward Henry Green kennen gelernt (der noch am Leben ist); er war im ostindischen Handel beschäftigt und brachte seinerseits ein großes Vermögen mit; sein Vater war Richter und ein enger Freund des berühmten Abenteurers Capitän Marryatt. In New York heiratheten wir uns. Unsere Geschäfts- und Handelsinteressen erstreckten sich bald fast auf Alles, in das man überhaupt Geld stecken kann. Aber ich interessire mich eigentlich gar nicht für Geschäftsangelegenheiten — bei Gott, nein! Ich hasse sie; befasse mich damit nur meiner Kinder wegen."

Als man sie fragte, was für eine Zukunft sie für ihren jetzt 23jährigen Sohn beschlossen habe (ihre Kinder sind übrigens gleichfalls stets sehr knapp gehalten worden), welcher jüngst im „Yale College" ausstudirt hat, antwortete sie nur „Geschäft!" Sie hätte vermuthlich, auch wegen ihrer Vorliebe für wohlfeile Kleider, eine geradezu vorzügliche Lebensgefährtin für den 17-Cents-Halsbinden-Millionär Russell Sage abgegeben.

Scharfe Antwort.

Herr: „Haben Sie schon 'mal einen Ochsen gesehen, mein Fräulein?"
Fräulein (gelangweilt): „Um Gotteswillen, Sie wollen aber auch nichts wie Complimente!"

Weisheit.

„Wer das Glück hat, kriegt die Braut"
Schreit das alte Sprichwort laut;
Doch wohl mancher denket: Wehe!
Schon drei Monat nach der Ehe:
Jetzt hab' ich die Braut genommen,
Doch das Glück nicht mitbekommen.

Aus dem Leben.

Eitelkeit ist die Muhme
Von manchem Heldenthume,
Egoismus der Vater
Und Neid der Berather.

— Im Examen. Professor (bei der Behandlung des Erbrechts): „Und wie heißt derjenige, der beerbt wird?" — Kandidat: „Der Erblasser." — Professor: „Gut, Herr Kandidat, und können Sie mir wohl sagen, weshalb er so heißt?" — Kandidat: „Weil er gestorben ist, dabei muß jeder erblassen!"

Die Geschichte des Eau de Cologne.

Aus der Geschichte des Eau de Cologne werden jetzt Einzelheiten bekannt. Danach war der Erfinder des Kölnischen Wassers, der italienische Händler Giovanni Maria Farina, im Jahre 1709 im Alter von 25 Jahren aus seiner Vaterstadt Domo d'Ossola ausgewandert, um an den Ufern des Rheins sein Glück zu suchen. Er verkaufte Seife, Parfümerien und andere Toilettengegenstände, die er aus Italien bezog.

Auch fand man in seinen bescheidenen Geschäftsräumen in Köln am Jülichplatz ein neues Parfüm, dessen Bereitung sein Geheimniß war. Er hat ihm den Namen der Stadt gegeben, die er zu seinem Wohnsitz erkoren hatte, um sich das Wohlwollen seiner neuen Landsleute zu sichern. Viele Jahre hindurch drang der Ruf des von ihm erfundenen Erzeugnisses kaum über die Grenzen der rheinischen Lande hinaus. Erst der siebenjährige Krieg und der Durchmarsch der französischen Heere verschaffte der Entdeckung einen europäischen Ruf.

Farina lebte lange genug, um den Triumph seiner Entdeckung noch zu schauen, und starb 1766, fast 80 Jahre alt. Sein Neffe erbte sein Vermögen und sein Geheimniß. Dieser Erbe der ersten Firma hat die Fabrik auf dem Jülichplatz bis 1792 geleitet. Er hinterließ drei Söhne: Johann Baptist, Johann Maria und Karl Anton. Der gegenwärtige Leiter des Hauses, Johann Maria Farina, ist der Enkel von Karl Anton. Sein Theilnehmer ist Johann Maria Hermann. Seit 1709 sind nur zehn Personen in das Geheimniß der Herstellung des Kölnerwassers eingeweiht; niemals ist ein Staatsgeheimniß mit größerer Wachsamkeit gehütet. Das von der Hand des ersten Farina geschriebene Rezept ruht in einem Krystallbecher und dieser selbst in einer dreifach verschlossenen Truhe. In dem Zimmer, welches dem Erfinder als Laboratorium diente, findet sich noch die mächtige Maschine, in der die Oele mit Hilfe einer Kurbel gemischt werden. Der Mechanismus erinnert an eine Buttermaschine.

Dieser ganze Theil des Gebäudes ist aus Stein und Eisen erbaut und wird von doppelt verschließbaren Thüren abgesperrt. Beim Betreten dieses Raumes erblickt man eine alte Truhe aus geschnitztem Holz, die mit Hähnen versehen ist und einst zur Füllung der Flaschen diente. Die Keller sind in verschiedene Abtheilungen zerlegt, die durch dicke Mauern von einander getrennt sind. Um bei ausbrechendem Feuer den Brand zu beschränken, ist jede Zelle für sich abgeschlossen. In diesen Abtheilungen lagern mächtige Fässer, die mit Kölnischem Wasser gefüllt sind. Die Tonnen sind aus Eichenholz gefertigt; dieses ist das beste zur Aufbewahrung von Parfüms, es ist ungemein widerstandsfähig und überträgt keinen Geruch auf die Flüssigkeiten. Die Fässer werden in Marseille angefertigt und kommen in Köln mit französischem Weingeist gefüllt an. Der Alkohol stammt aus der Destillirung von Trauben, die in der Umgebung von Narbonne gekauft werden. Dort befindet sich eine Filiale des Hauses Farina. Um den Alkohol in Kölnisches Wasser zu verwandeln, gießt man in eine halb mit Alkohol gefüllte Tonne die Oel-Essenzen und füllt sie dann ganz mit Alkohol. Nach 14 Tagen hat sich die Mischung vollzogen und man braucht nur noch die Flüssigkeit abzulassen. Der am Boden des Fasses bleibende Satz ist eine grünliche Hefe und soll, wie Optimisten versichern, ein wirksames Mittel gegen Rheumatismus sein. Die Mischung der Oel-Essenzen ist noch immer ein Geheimniß, das jedoch durch die moderne Chemie zum größten Theil bereits aufgeklärt ist. In den Kellern am Jülichplatze zu Köln ruhen noch Flaschen aus dem Jahre 1750.

Vom Maststandpunkte.

Vater: „Wenn Du Karl eine Sau geworden wärst, da wärst gut g'rathen, da könnt' mer mit Dir a rechte Freud' haben!"

Nein.

„Was meinst Du, Bruder, trinken wir noch eins?"
„Nein."
„Wie? Auf einmal so solide?"
„Bewahre, ich trinke noch viel mehr als eins."

— Splitter. Der Lebensweg vieler Ehepaare wäre friedlicher, wenn sie nicht zu viele Stationen machten — er im Wirthshaus, sie im Putzgeschäft.

— Frauenlogik. Vater: „Heutzutag' ist mit den Kindern ein Kreuz — von dreien mißrathet gewiß eines!" — Mutter: „Nun, da ist's ein Glück, das ich nur zwei hab'!"

Fatale Gastfreundlichkeit.

Benjamin Schnutterer traf zufällig bei einer Reise durch ein Landstädtchen seinen ehemaligen Universitätsfreund Rennler. Die Freude des Wiedersehens war um so größer, als sie intime Jugendfreunde gewesen und in früheren Jahren Freud' und Leid' mit einander getheilt hatten.

Obgleich Schnutterer Eile hatte, so zwang ihn sein Freund doch zu dem Versprechen, einige Tage bei ihm verweilen zu wollen. In seiner Wohnung angelangt, nahte der Abend unter traulichen Gesprächen heran, dann wurden einige Gläser Punsch verabreicht, die sich indessen nach und nach zu einer Bowle erhoben, welche in Erinnerung an die flotten Burschenjahre geleert wurde. Indessen zeigte sich bald, daß sie das Trinken bereits verlernt hatten, denn der Schlaf begann nach 1 Uhr sein Recht zu fordern, worauf Rennler, Benjamin sein Bett einräumte, indem jener selbst, um am anderen Morgen seine Berufsgeschäfte nicht zu verschlafen sich angekleidet auf's Sopha legte, während sein Diener, der den Rest des Punsches geleert hatte, taumelnd sein Lager aufsuchte.

Kaum mochte Schnutterer eine halbe Stunde geschlafen haben, als er durch ein Geräusch geweckt wurde, und beim Schimmer des Nachtlichtes gewahrte er, daß sein guter Wirth, dem das ungewohnte Nachtlager doch wohl zu frostig sein mochte, der Rumflasche fleißig zusprach, wobei er sein Uebergewicht mehreren Stühlen mitgetheilt hatte. Schnutterer verhielt sich ruhig und wollte eben wieder einschlummern, als er ein Ziehen und Reißen an seinem Bette bemerkte. Sein Freund mochte vergessen haben, daß er am Abend zuvor Besuch bekommen, und forderte mit drohendem Ungestüm sein Lager. Belehrungen halfen nichts, denn der Ausspruch jener griechischen Weisen vor 2200 Jahren, daß die Trunkenheit ein kurzer Wahnsinn sei, bewährte sich auch jetzt, und eben kündigte der Nachtwächter die zweite Stunde an, als sein Jugendfreund besinnungslos zum Fenster lief, die Glasscheiben einstieß und in die Worte ausbrach: „Nachtwächter! Nachtwächter! hier hat sich ein verwegener Kerl in's Haus geschlichen."

Der Wächter pfiff sogleich die Nothpfeife, um seine Collegen herbei zu rufen, und nahm Posto vor der Hausthüre. Dieser Vorgang machte Schnutterer sogleich nüchtern. Während sein Freund in der Aufregung den Tisch mit Bowle und Gläsern umstürzte, suchte er sich schnell anzukleiden, und öffnete dann das Fenster, um die Wächter zu beruhigen; aber vergebens. Sie drangen in das Zimmer und in seinem Diensteifer packte ihn der Eine beim Arm, drohend, im Falle der Widersetzung handgreiflich zu werden. Vergebens suchte er nun durch Worte den Freund zu ermuntern, der jetzt schnarchend auf dem Bette lag, einem Todten ähnlich, mit blutenden Händen, die er wahrscheinlich beim Einstoßen der Glasscheiben erhalten. Die Wächter hielten Schnutterer für einen Raubmörder, denn die Vorstellungen des noch halbbetrunkenen Dieners, der sich mit lallender Stimme als Vermittler zwischen ihm und den Nachtwächtern stellen wollte, wurde verworfen. Man führte Schnutterer in's Gefängniß, wo er wahrlich keine angenehme Nacht verbrachte.

Endlich brach der helle Morgen durch das eiserne Gitter seines Gefängnisses, es rasselte am Schlosse, und unter Staunen und scherzhaften Glückwünschen umarmte ihn Rennler, der eine solche Wendung des fröhlichen Abends nicht vermuthet hatte; nur dunkel hatte er sich einiger Thatsachen aus der verwichenen Nacht erinnert, und erst durch die Aussagen der Nachtwächter und des Bedienten war ihm der Hergang klar geworden. Es gelang ihm ohne Mühe, Schnutterer aus dem Gefängniß zu befreien, dieser aber nahm sich fest vor, sich fortan vor solcher Gastfreundschaft zu hüten.

Sächsische Romanze.

Auf der Knebbchenburg im Saal
Sitzt der Ridder Knebbchenhart,
Der schon seit 'ner halben Stunde
Auf ä frisches Debbchen wart't,
Das der Knabbe sollte holen
Aus dem „Krug zur wilden Sau";
Doch der Knabbe kommt nich wieder,
Und der Ridder macht Radau.

Auf der Debbchenburg geniber
Sitzt die Gräfin Debbchenhart,
Die schon seit 'ner halben Stunde
Auf ä' Handschuhknebbchen wart't,
Das de Zofe sollte holen
Aus en' großen Putzgeschäft;
Doch de Zofe kommt nich wieder,
Und de Gräfin zankt und kläfft.

Unden, dief im schadd'gen Dhale,
Steht der Knabb' vom Knebbchenhort
Schäkernd bei der scheenen Zofe
Von der Gräfin Debbchenhart;
Darum bringt er nicht das Debbchen,
Sie das Knebbchen nich herzu:
Debbchen, Knebbchen sin vergessen
Iber ihrem Rangdewuh.

— Seltene Triumphe. — A.: „Das gestrige Lustspiel wurde also mit ungetheiltem Beifall aufgenommen?" — B.: „Allerdings; bei jedem Akte wurde geklatscht. Beim ersten, weil's uns an den Fingern fror, beim zweiten, um uns munter zu erhalten —" — A.: „Und beim dritten?" — B.: „Weil's alle war."

— Gefährliche Probe. „Wenn ich nur wüßte, ob mein Robert mich wirklich ernstlich liebt!" — „Nun, das kannst Du doch leicht erfahren! Sei ihm zum Schein untreu und gib einem Andern ein Rendezvous — doch so, daß er davon erfährt. Wenn er Dich ernstlich liebt, wird er Dich sofort umbringen; wenn er dies nicht thut, liebt er Dich nicht.

— Alle Männer sind geborene Junggesellen.